Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Kinder der Seele [Fortsetzung]
Autor: Goeringer, Irma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573488

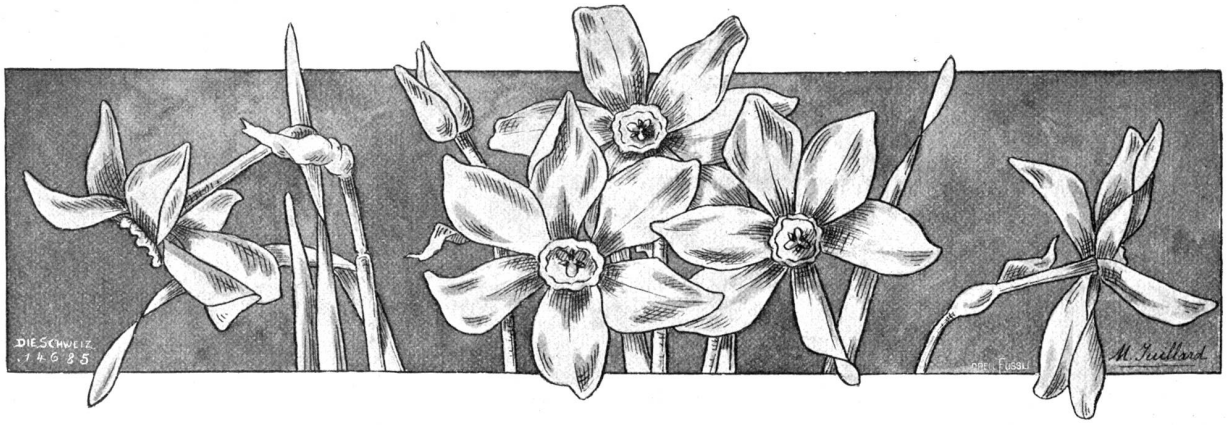
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Kinder der Seele

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Irma Goeringer**, Zürich.

III.

Zwei Tage später lagen neben Hildes Kaffeetasse ein paar Briefe. Dr. Gieses und Werners dankten für die liebenswürdige Einladung und nahmen sie mit Freuden an.

Dann schrieb Dr. Frei, daß die Herren Siegel und Saling sich um elf und zwölf Uhr vormittags die Ehre einer persönlichen Vorstellung geben würden. Siegel habe bestimmt zugesagt; aber Saling wolle sich erst nach dem Zusammentreffen entscheiden.

„Unverschämtheit!" brummte Rainer. „Der Kerl soll froh sein, wenn man ihm das Vertrauen schenkt, und statt dessen . . ."

„Aber, Fritz, du verstehst das ganz falsch," — Hilde strich eifrig ein Brötchen — „ich glaube nicht, daß es Hochmut von Dr. Saling ist, eher das Gegenteil. Siegel weiß, daß er als der beste Gesangslehrer überall willkommen ist, und bei seinem Unterricht muß man sich auch nicht absolut gegenseitig gefallen. Aber Dr. Saling übernimmt sonst solche Stunden nicht. Vielleicht hat er manchmal darunter zu leiden gehabt, daß er Jude ist — da muß er sich ja vorsehen. Wie peinlich für ihn, wenn er bestimmt zusagt, und dann graule ich mich am Ende, will seine Stunden nicht, und er hat sich den leichtern Rückzug abgeschnitten! Nein, Fritz, ich glaube wirklich, nach dem, was Dr. Frei von Saling erzählte, verstehe ich seine Vorsicht ganz richtig."

„Möglich!" Rainer zuckte ein wenig wegwerfend die Achseln. „Du hast dich ja schon gründlich in die Seele dieses wunderbaren Propheten hineingedacht! Na, wenn du nachher nur nicht enttäuscht bist! Mir gefällt eigentlich die ganze Geschichte nicht. Für meine Bedürfnisse bist du klug genug. Aber schließlich, allzulange wird der Sport wohl nicht dauern. Dafür wird schon die Natur sorgen!"

Er zwinkerte lustig, trank rasch seine Tasse aus und kam dann um den Tisch herum zu seiner Frau, um ihr, ehe er in seine Sprechstunde ging, noch den Abschiedskuß zu geben.

Hilde hielt ihn am Rock fest: „Du, was soll das heißen, das mit der Natur? Findest du es unnatürlich, wenn ich noch etwas lernen möchte?"

Rainer lachte hell auf; mit beiden Händen umschloß er ihr dunkles Köpfchen und küßte sie herzlich auf die Augen: „Ach du Dummerchen! Das will nun eine verheiratete Frau sein! Wir reden ein anderes Mal darüber, ich muß jetzt fort. Adieu, Baby!"

Immer noch lachend schritt er der Türe zu.

Hilde sah ihm nach, und ein Gefühl, halb Angst, halb Schmerz, daß er sie doch nicht ganz verstand, zuckte in ihr auf.

Da kam er wieder zurück. Hatte er etwas vergessen? Ihr Blick suchte auf dem Kaffeetisch.

Aber Fritz steckte nur den Kopf herein und rief, halblaut, fröhlich wie ein großer Junge: „Sag' dem Meister des Gesanges: wenn er dich neue Weisen lehren wolle, so habe Mozart ein entzückendes Wiegenliedchen geschrieben, das fände ich schöner als alle Arien der Welt und für dich auch zweckentsprechender!"

Wieder fiel die Tür ins Schloß, und Hilde blieb allein.

Also das war es! Darum nahm Fritz ihr Arbeitenwollen nicht ernst, darum sprach er von der Natur, die dafür sorgen sollte, daß ihr Lerneifer gedämpft würde! Ja aber, dann gingen sie ja von ganz verschiedenen Voraussetzungen aus! Wie war das nur möglich? Hatte sie sich nicht deutlich genug ausgesprochen?

Doch, sie besann sich. Einmal, am Anfang ihrer Ehe, war von Mutterschaft die Rede, und Rainer fragte, ob sie Sehnsucht danach habe. Da hatte sie ihm ehrlich geantwortet: „Früher wohl, aber jetzt nicht mehr oder vielmehr noch nicht. Früher dachte ich, es müsse süß sein, solch kleine lebendige Puppe zu besitzen, etwas so ganz sein Eigen zu nennen. Aber seit ich verheiratet bin, seit ich täglich sehe, wie wenig ich vom Leben weiß, wie unreif, wie unsicher ich ernsten Fragen gegenüberstehe, erdrückt das Gefühl der Verantwortung, ein Kind zu erziehen, den Wunsch, ein Kind zu haben. Erst will ich einmal selber Mensch werden, selbst etwas wissen, selbst erkennen und urteilen lernen, damit ich mit ruhiger Hand eine andere Seele in festen Bahnen lenken kann. Wenn ich so weit bin, dann möchte ich Mutter werden . . . Ach, wie freudig!"

Er küßte sie, und sie sprachen nicht mehr darüber. Hilde hatte geglaubt, was sie damals so bestimmt aussprach, habe sich ebenso bestimmt in seinem Wollen eingegraben; nun erfuhr sie, daß es nicht so war, daß er

andere Gedanken und Wünsche hegte, ihr Mann, mit dem sie eins sein sollte.

Das tat ihr weh. Einmal, weil sie wußte, daß sie nicht anders denken konnte, dann, weil es ihr zeigte, wie fremd sie trotz aller Liebe, trotz gegenseitigen besten Willens einander waren.

Es würde ihr sehr schwer werden, mit Fritz noch einmal zu reden; denn wenn er sie damals nicht begriffen hatte, warum sollte er es jetzt tun? Und doch mußte es sein. Hilde wollte sich nicht abschrecken lassen, wenn er sie auch wieder nicht ganz ernst nahm. Sie mußte ihn eben dazu zwingen, er sollte nicht immer nur geduldig zuhören, er sollte ihr Recht, selbständig zu denken, anerkennen.

Wenn sie es überlegte, so geschah eigentlich stets, was er wünschte. Hatte sie eine andere Meinung, so ließ er sie sprechen; aber in der Tat achtete er ihren Willen doch nicht. Sie nahm das hin, weil sie eine weiche Natur war, ganz ohne Trotz, und weil es sie noch keinen Kampf gekostet hatte, nachzugeben.

Aber in dieser Frage, dachte sie, galt ihr Wille. Das berührte ihr Eigenstes, Heiligstes. Sie fühlte, wenn sie eine gute Mutter werden sollte, dann mußte man es auch ihr überlassen, sich darauf vorzubereiten nach ihrem Sinn.

Das Kind würde ein Stück ihres Selbst sein, sie würde ihm das Beste, was sie besaß, mitgeben ins Leben. Sie würde den größten Teil der Verantwortung zu tragen haben, für den Körper und den Geist des neuen Wesens, und sie wollte sich in der Vorbereitung auf ihre Schöpferarbeit nicht stören lassen.

Täglich pflegte und stählte sie ihren Leib, daß er in Kraft und Schönheit erblühte, und ebenso wollte sie ihren Geist und ihre Seele pflegen und stählen. Sich selbst betrachtete sie nur als eine Vorstufe, gleichsam als die Skizze zu einem größern Werk.

So faßte sie die Mutterschaft und ihre Pflichten auf, und sie mußte Fritz lehren, in ihrem Sinne zu denken. Hierin empfand sie sich als die Ueberlegene und Stärkere.

Sie versuchte die Worte zurechtzulegen, mit denen sie ihn überzeugen würde, und dabei kam ihr der Einfall, nicht mit Fritz zu reden, sondern ihm zu schreiben.

Dann waren es nicht leichte Klänge, die die Stunde verwehte, dann blieb etwas Gewichtigeres zurück, das nicht mit einem Lachen oder einem Kuß ausgelöscht werden konnte!

* * *

Als Dr. Fritz Rainer nach dreistündiger Sprechstunde in das Wohnzimmer seiner Frau trat, um ihr vor der Visitenfahrt Lebewohl zu sagen, reichte sie ihm mit in Erregung erglühten Wangen einen dicken Brief: „Hier, Schatzlieb; wenn du einmal eine ruhige Stunde hast, so lies das! Ich bin sicher, du wirst mich dann besser verstehen."

Erschrocken zog er sie in seine Arme: „Aber, Liebling, was soll das, verstehe ich dich denn nicht immer? Sag' mir, was dich quält!"

Sie erwiderte seine Küsse, innig, heftig: „Wir müssen uns verstehen, Fritz, wir müssen! Und darum habe ich dir geschrieben."

Mehr sagte sie nicht. Sehr bestürzt verließ er sie. Gleich auf der Treppe sah er seine Krankenliste nach. Im Notfall konnten die Patienten warten bis zum Nachmittag. Hilde und seine Ehe ging ihm vor. Er befahl dem Kutscher, bis Biebrich zu fahren und dabei das Pferd zu schonen. So konnte er den Brief in Ruhe lesen und doch zur gewohnten Zeit zurück sein. Damit behielt er die Freiheit, sofort oder erst später mit Hilde über ihr Schreiben zu reden.

* * *

Hilde ging unruhig im Salon auf und ab. Es hatte schon elf Uhr geschlagen, der Flügel stand geöffnet, Noten waren zurechtgelegt.

Aber ihre Gedanken flogen wie aufgescheuchte Vögel um den Brief, den ihr Mann nun in Händen hatte. Wann er ihn lesen würde?

Sie überhörte das Anklingen der Flurglocke, das Stimmengeräusch auf dem Korridor, und erst als das Mädchen die Türe öffnete, um Bernhard Siegel eintreten zu lassen, besann sie sich auf den erwarteten Lehrer und den Zweck seines Besuches.

Hilde war zu jung und zu wenig gewandt, um ihre Erregung geschickt zu verbergen und gleichmäßig liebenswürdig zu sein. In dem Bestreben, sich nichts anmerken zu lassen, wurde sie steif und hochmütig.

Bernhard Siegel, gewohnt, mit großer Zuvorkommenheit behandelt zu werden, legte das Benehmen der jungen Frau falsch aus und spielte seinerseits den großen Künstler, der sich zu einer kleinen Dilettantin ungern herabläßt, mit viel Arroganz.

Die Situation wurde sehr ungemütlich, das Gespräch stockte und schien gänzlich versiegen zu wollen, als das Zimmermädchen mit einem Tablett Erfrischungen eintrat. Sobald Bernhard Siegel die Etiquette der Kognakflasche erblickte, sank sein hochgeschraubter Ton auf das Niveau sanfter Freundlichkeit. Seine kleinen feuchten Aeuglein glänzten fast zärtlich.

Auf Hilde wirkte diese Veränderung wie eine Erlösung. Auch sie wurde natürlicher und bat sehr anmutig, Herr Siegel möchte die Güte haben, sich einen kleinen Erfrischungstrank selbst zu mischen.

Bernhard Siegel zierte sich nicht. Mit viel Wohlgefallen goß er, ohne das kleine Liqueurmaß zu benützen, eine ansehnliche Quantität Kognak in das Wasserglas, sog mit beweglich schnuppernden Nüstern den Duft ein und verdünnte mit deutlich sichtbarem innerlichem Bedauern die feine Marke mit eisgekühltem sprudelndem Apollinaris.

Danach wurde er gemütlich. Er fragte eingehend nach Hildes Vorstudien und setzte sich sogar ans Klavier, um die Stimme zu prüfen.

Hilde mußte eine Tonleiter singen. Nach den ersten Tönen änderte sich Bernhard Siegels Wesen zum zweiten Mal — an Stelle einer gewissen Bonhomie trat gesammelter Ernst. Nach einer halben Stunde wußte Hilde, weshalb man diesen Mann den ersten Gesangslehrer der Stadt und eine musikalische Autorität nannte.

Die Stunden wurden festgesetzt, und Hilde versprach, „nicht nur ein bißchen herumzuhudeln, sondern tüchtig zu arbeiten".

„Sie haben Stimme, Gehör und Auffassung; aber Sie können noch gar nichts. Wenn Sie's ernst meinen mit der Kunst, will ich Ihnen helfen, soviel ich kann. Aber Faxen duld' ich keine. Entweder — oder! Ueber-

legen Sie sich's! Besser gar nichts getan, als ein herrliches Material verschandelt! Das kann ich nicht mit ansehen, dazu gebe ich mich nicht her. Also was wollen Sie?"

„Arbeiten ... Lernen!" Das sagte die junge Frau in einem so eigen-festen Ton, daß der Lehrer sie aufmerksam betrachtete.

Dann nahm er plötzlich mit starkem Druck ihre Hand: „Gut! Ich glaube Ihnen. Morgen fangen wir an. Auf Wiedersehen!"

Er ging. Hilde atmete auf. Ihr schien, sie habe soeben eine neue Bestätigung dafür erhalten, daß sie ein Recht habe auf Selbstbestimmung und innere Freiheit.

Wenn Fritz ihren Brief nur in der richtigen Stimmung las. Darauf kam alles an. Ach Gott, daß es doch so schwer war, den Weg zu finden von einem Menschen zum andern! Daß es nicht genügte, zu wollen, daß es selbst nicht genügte, sich zu lieben, daß immer eine Wand da war, unsichtbar, aber undurchdringlich!

Sie dachte an ihre Eltern -- Die hatten sich freilich nie verstanden, und in der Familie gab man selbstverständlich der Mutter schuld. Es ist die Pflicht des Weibes, ihren Mann zu verstehen, sagten die unverheirateten Tanten. In Hilde regte sich schon damals der Widerspruch. Ihr schien, man konnte nicht als Pflicht aufstellen, was nur das Schicksal zu verschenken oder zu versagen vermochte. Allerdings glaubte sie, als sie sich verlobte, daß gegenseitige Liebe gegenseitiges Verständnis nach sich ziehe.

Nun aber sah sie, wie schwer es war, von den tausend kleinen Quellen zu wissen, die in eines andern Seele rieseln und deren Ursprung man entdecken muß, wenn man erkennen will, wohin der große Strom, zu dem sie sich vereinen, flutet. Was gibt man sich denn? Das Fertige, das Gewordene, den Kern, losgelöst von der Schale, die Frucht, die uns oft so fremd ist, daß wir nicht wissen, auf welchem Baum sie wuchs.

Das andere müssen wir erraten, und wie oft raten wir falsch. Da kann nur etwas helfen, das außerhalb unseres Willens ist, etwas, das kommt und geht, ohne Wahl, ohne Gesetz, Segen bringend oder Glück nehmend — jenachdem.

Aber Hilde war jung genug, um sich aus dem Schatten nachdenklicher Sorge in die Helle des Selbstvertrauens zu retten. Ihr fiel Bernhard Siegel und sein Entzücken über ihre Stimme ein. Ach was, wenn Fritz ihre Worte nicht begriff, dann sang sie ihm eben das Verständnis in die Seele!

Leise glitten ihre Finger über die Tasten. Mit den Tönen, die ihr am nächsten standen, mit ihrem eigenen Lied, sang sie sich frei: „Daß du mich liebst, das wußt' ich ..."

Ihre Stimme, anfänglich etwas belegt, wurde reiner und voller von Takt zu Takt. Wie die Erfüllung aller Sehnsucht klang die letzte Strophe:

Mein Herz ist wie die Sonne
So strahlend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön ...

(Fortsetzung folgt).

Ueber die Balladen Spittelers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Meyer umhüllt seine geschichtlichen Gestalten mit dem feierlich gedämpften Helldunkel gotischer Dome; Spitteler stellt sie in ein scharfes Freilicht. Er steht nicht an, wie zum Beispiel im „Gotenknecht", die beglückendsten Wirkungen zu opfern. Wie schön, wie innig beginnt dieses Gedicht, das mit kaltem Hohn schließt! Man kann Sehnsucht und Treue wohl nicht besser darstellen, nicht prägnanter in Worte fassen. Wir haben da konzentrierteste Spittelersche Vortragskunst. Jede Zeile trägt ein Bild, und was sind es für Bilder! Sie zeigen uns, was die Sehnsucht dunkler Jahrhunderte südwärtsstrebend im blühenden Lenze suchte.

Ein Gotenknecht im Apfelbaum
Träumt' einen jungen Wandertraum.
Er hält das Bild der Kaiserin
Und schaut zum Waldgebirge hin.
Dort wo am duft'gen Horizont
Die Frühlingssonne wärmer sonnt,
Wo blauer strahlt des Himmels Blau,
Dort liegt der benedeite Gau,
Dort thront die wunderbare Stadt,
Die Ruhm und üppige Frauen hat.
Sein Auge netzt ein Tränenstrom,
Und seine Lippen lallen: „Rom!"
In einer grauen Regennacht
Hat er sich heimlich aufgemacht,
Und unaufhaltsam weiter flieht
Sein Fuß, wohin das Herz ihn zieht.
Er leidet Hunger, Durst und Not,
Gefahr aus allen Büschen droht;
Er nimmt es alles für Gewinn
Und küßt das Bild der Kaiserin.

Unter der gedrängten Folge der Ereignisse, was spricht für ein vollständiges Menschenschicksal zu uns, sieht uns an mit klagenden Blicken!

Ein psychologisches Meisterbild ist auch der Schuster in der Ballade „Der Ketzer". Es ist mit Hammerschlägen aus dem Schweigen der Volksseele herausgehauen. Man bemerke die fast fieberhafte geistige Lebendigkeit des Gedichtes, die des Lesers Gemüt unabweisbar bedrängt! Das Pathos des Zornes und der Verzweiflung spricht hier aus dem Munde des gequälten, vormals so gutwilligen Mannes:

Als der Bischof Leo saß beim Mittagsmahl,
Kam derselbe Schustersmann zum dritten Mal.
„Zwanzig fromme Fratres sprengten Guß auf Guß
Mir aufs sündige Haupt den heiligen Weihefluß.
Viele Stunden ohne Unterlaß und Ruh
Setzten sie dem Teufel auf lateinisch zu.
Ist doch alles gleich, als wär' es nicht gewesen,
Kann nicht heilen, kann vom Zweifel nicht genesen."

Hell und lieblich sind Spittelers Naturballaden. Dichtungen wie „Die Blütenfee", „Die Mittagsfrau", „Die Schneekönigin", „Der Wanderer" machen die letzte Schönheit der Jahres- und Tageszeiten wie der Fremde wahrnehmbar. Das pathetisch schöne Herbst- und Morgenlied finden wir unter „Spruch und Lied": „September". Niemand, der es kennt, wird von Sommerglut und wehenden Halmen die Erinnerung an die „Mittagsfrau" wieder trennen können. Wunderbar behutsam und behende gehen hier Wort und Rhythmus den geheimnisvoll raschelnden Naturlauten nach.

Wenn die Mittagsfrau durch das Kornfeld schleicht,
Leis und geschwind,
Wie die Schlange so rasch, wie der Iltis so leicht,
Hüte dich, Kind!

Da ist der Atem der großen Sommerstille, der auf- und niedergeht. Ein fremder Ton (vielleicht slavisch), den der Dichter, wie schon gesagt, wo es ihm darum zu tun ist, trefflich meistert, übt hier seinen Zauber, während wieder ein ganz feines Lächeln des Spottes direkt Spitteler'scher Herkunft ist: